

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 142. Bromberg, den 10. Juli 1928.

Jan Fock, der Millionär.

Roman von Edmund Sabott.

Vertrieb: Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62.

(17. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

„Ich wiederhole Ihnen, Jan Fock: Sie schlagen sich mit Hirngespinnsten! Sie haben vollkommen recht, mit zehntausend Dollar können Sie kein Unrecht wieder gut machen. Auch wenn Sie Ihr ganzes Vermögen opferten, wäre nichts getan Die Sache muß anders angepackt werden!"

„Aber wie?"

Holligan richtete sich in seinem Liegestuhl ein wenig auf. Seine Stimme hatte einen ungewohnten harten und scharfen Klang, als er sagte: „Ihr Reichtum ist Ihnen nur deshalb eine Last, weil Sie bisher noch nichts getan haben, sich ihn neu zu erobern. Sie werden arbeiten! Lassen Sie diese Millionen kein unverdientes Geschenk des Himmels sein, sondern erringen Sie jeden Tag von neuem vor sich selber die Bestätigung, daß Sie würdig sind, so viel Geld zu besitzen. Sie waren ein Vagabund, ein verantwortungsloser Weltbummler, der sich — manchmal ehrlich und manchmal unehrlich — durchgeschlagen hat. Das Leben war für Sie eine leichte und angenehme Sache, ein abenteuerlicher Spaß. Lassen Sie es nun anders sein! Sagt man von euch Deutschen nicht, daß ihr die pflichtstrengsten Menschen seid? Spannen Sie sich an Rudyards Seite in das Joch Ihrer Millionen! Tun Sie das Ihre, dieses unerschlossene Land und seine Reichtümer der Welt zu erschließen! Ganze Königreiche gehören Ihnen, in die noch nie ein Weißer seinen Fuß gesetzt hat. Die Arbeit, die Ihrer wartet, ist ungeheuer. Ihr Leben wird nicht ausreichen, sie zu bewältigen. Ich weiß, daß Sie und Rudyard das Leben zu sehr lieben, als daß Sie beide je Dollarmaschinen würden. Und wenn Ihr Reichtum Sie bedrückt, so denken Sie darüber nach, wie Sie das Los Ihrer Angestellten und Arbeiter verbessern können! Schaffen Sie meinetwegen gesunde Siedlungen! Bauen Sie Krankenhäuser! Richten Sie Altersversorgungsheime ein! Und vergessen Sie auch Ihre Heimat nicht! Deutschland ist eng geworden, Tausende Ihrer Landsleute warten wohl auf einen Ruf, der ihnen eine neue Heimat verspricht. Ihnen stehen unbeschränkte Mittel zur Verfügung, solchen Auswanderern eine Heimat zu schaffen! Nicht durch Geldopfer, nicht durch fruchtloses Tüfteln, nicht durch Selbstanklagen büßt man ab, sondern durch Taten! — Arbeiten Sie! Arbeiten Sie! Arbeiten Sie!"

Jan gab lange keine Antwort. Schließlich erhob er sich, ging zu dem Obersten hin und streckte die Hand aus. „Ich habe Ihnen viel zu danken, Oberst Holligan! Für diese Predigt mehr als für alles andere! Ich werde weder Ihnen noch dem toten Senjor Argentuela Schande machen."

„Ich weiß es, Jan Fock."

XXVII.

Der Schäferhund Lux war der einzige, der keine gedrückte Stimmung zeigte, als Erla wieder in Berlin eintraf. Er kam vor Freude ganz von Sinnen und versuchte mit jaulendem Gekläff seiner geliebten Herrin verständlich zu machen, welche unerträglichen Sehnsuchtsqualen er gelitten habe. Es war schwer, ihn zu beruhigen.

Rickenbach sah verfallen aus. Darüber konnte seine mühselige Munterkeit nicht hinwegtäuschen. Von seinen Schwierigkeiten und seiner unersprießlichen Arbeit sprach er kein Wort, aber er brachte auch nicht den Mut auf, sich hoffnungsfreudig zu zeigen. Grenzenloses Mitleid erfaßte Erla bei seinem Anblick. Sie umarmte ihn mit so gerührtem Überschwang, daß er sie verwundert ansah und ihr begütigend die Wangen tätschelte.

Sie sollte von Ungarn erzählen, von Bogat und dem Grafen Arkany, und während sie erzählte, waren ihre Gedanken wieder unaufhörlich bei der geheimnisvollen Karte von Genua.

Rickenbach hatte zu arbeiten. Nach dem Essen zog er sich sogleich in sein Zimmer zurück. Frau Marguery ließ den Kaffee im Erker servieren. Lux strich unruhig und enttäuscht, weil sich niemand um ihn kümmerte, zwischen den Möbeln umher, knurrte das Mädchen an, das hin und her ging und den Tisch abräumte. Dann stellte er sich vor Erla auf, sah sie mit einem langen sehnsuchtsvollen Blick an, stöhnte laut auf und warf sich zu Boden.

„Papa hat sich sehr verändert", begann Erla zaghaft und wagte ihre Mutter nicht anzusehen.

„Ich weiß es, aber ich wollte dir nicht davon schreiben, denn du solltest selber sehen und erkennen, wie grausam es wäre, wollten wir auf unsere Eitelkeit hören und Papa im Stich lassen. Er hat Unglück gehabt. Vielleicht ist er daran nicht ganz ohne Schuld, aber danach dürfen wir nicht fragen. Wir müssen ihm helfen, Erla! Wir müssen!"

Erla saß ganz still in dem Rohrsessel, rührte in ihrem Kaffee und blickte vor sich nieder. „Weiß Papa, daß du den „Blue Star" verkaufen willst?"

„Nein, denn sicherlich würde er es mir verbieten. Ich muß ohne sein Wissen handeln, und insgeheim hofft er ja doch, daß ich ihm beispringen werde. Warum hätte er mir sonst davon erzählt, daß die Aussichten, Johanning wieder flott zu bekommen, jetzt größer sind als früher? Die Gläubiger sind nicht mehr so hartköpfig, sie wollen verhandeln. Für die beschlagnahmten Teepflanzungen in China stehen Entschädigungsgelder in Aussicht. — Zweihunderttausend Mark, Erla, — und alle Schwierigkeiten sind beseitigt!"

„Du wirst dich also an den Herzog von Evonshire wenden?"

„Ich habe es schon getan."

Erla erblaßte. Es kostete sie große Mühe, sich durch kein Schwanken ihrer Stimme zu verraten. Lux erhob sich, als ahne er ihre heimliche Angst. Er näherte sich ihr und legte seine Schnauze auf ihre Knie.

„Was hat der Herzog geantwortet?"

„Noch gar nichts."

„Du hast erst vor ein paar Tagen an ihn geschrieben?"

„Nein schon vor drei Wochen."

„Und er hat nicht geantwortet?" Das klang sehr erleichtert, aber Frau Marguery schien nichts zu bemerken.

„Nein, Sir Robert Griffton schrieb mir, daß der Herzog mit seiner Jacht auf hoher See sei, niemand weiß wo. Er ist wieder einmal „geflüchtet", wie er es von Zeit zu Zeit tut, und keine Nachricht kann ihn erreichen. Es steht auch noch nicht fest, wann er zurückkehrt. Die letzte Nachricht sandte er aus Reykjavik. Sir Griffton nimmt an, daß sich der Herzog noch weiter nach Norden gewandt habe."

„Und wenn er zurückgekehrt sein wird?"

„Dann wird mir Sir Griffton sofort telegraphieren. Der Herzog hat mir in San Remo neuntausend Pfund für den „Blue Star" versprochen. Ich werde zehntausend verlangen und werde sie bekommen. — Du darfst dich nicht mehr weigern, Erla!"

Erla schwieg und bedachte, daß es jetzt nur darauf ankam, wer früher eintraf: der Herzog in Evonshire-Castle oder der Unbekannte in Berlin.

„Nein, Mama, ich weigere mich nicht mehr länger. Nur um eins bitte ich dich: Sobald du Nachricht von Sir Griffton erhältst, laß es mich wissen. Wir wollen dann noch einmal darüber sprechen. Willst du?"

Frau Marguery nickte. Erlas zitternde Hände streichelten unachtsam über den Kopf des Hundes, der sie mit aufmerksamen Augen ansah.

XXVIII.

Im Hotel Miramare zu Genua wurde Jan Fock wie ein ungekrönter König empfangen, denn die amerikanischen Zeitungen hatten längst das ihre zur Verbreitung seines Namens getan. Jan war inzwischen ziemlich abgehärtet gegen die erstaunlichen Wirkungen seiner Persönlichkeit. Er ließ alles ungerührt über sich ergehen und benahm sich so, wie man es offenbar von ihm erwartete: gleichmütig, gelassen und unnahbar, obwohl die Menschen, die vor ihm in tiefer Ehrerbietung zusammenklappten, ihm bedauernswert und etwas lächerlich vorkamen. Dem Begrüßungsaufwand entzog er sich so rasch wie möglich und begab sich in seine Prunkzimmer, in denen er sich zwar nicht recht heimisch fühlen konnte, aber Oberst Holligan hatte ihm anbefohlen, nicht zu sparen. Geiz sei lächerlich.

Jan reiste nicht allein. In seiner Begleitung befand sich ein Diener, der zwar portugiesischer Herkunft war, aber Wert darauf legte, Joe gerufen zu werden. Er wußte unerhört Bescheid in allen Fragen des guten Tons und enthob seinen Herrn der Verpflichtung, darüber nachzudenken, welche Binder, Schleifen und Socken zu den einzelnen Anzügen getragen werden mußten. Die Verhandlungen mit den Schneidern konnten unbedenklich ihm überlassen bleiben.

Der andere Begleiter war ein ehemaliger deutscher Fliegeroffizier, ein fixes Kerlchen, hinter dem eine Laufbahn lag, die an Abenteuerlichkeiten der Jan Focks in keinem Punkte nachgab. Sie hatten sich während der Überfahrt nach Europa kennen und schätzen gelernt, obwohl Orpp, der ehemalige Flieger, in der dritten, Jan aber in der ersten Klasse reiste. Das Gefühl seelischer Verbundenheit überbrückte diese Kluft, und in der letzten Nacht an Bord waren sie übereingekommen, sich nicht zu trennen, sondern beieinander zu bleiben. Orpp wurde Jan Focks Privatsekretär. Diese Bezeichnung erfand Orpp, weil „das Kind doch einen Namen haben mußte". Er war in den letzten Jahren mancherlei gewesen: Straßenbahnschaffner, Farmer, Versicherungsbeamter, Lehrer, Soldat, Telegraphist — warum sollte er jetzt nicht auch Privatsekretär werden?

Orpps schmale feingliedrige Gestalt erreichte kaum das Mittelmaß, aber was ihm an Größe und Kraft abging, ersetzte er ausreichend durch Behendigkeit. Außerdem war er zähe wie ein Saumtier. Bei einem Fliegerangriff während des Weltkrieges hatte er ein Auge verloren. Dieser Mangel indessen verminderte nicht seine Lebenstüchtigkeit: er sah mit einem Auge mehr als andere mit beiden.

Beschäftigung gab es freilich für Orpp einstweilen noch nicht. Die Telegramme an Rudyard und den Obersten verfaßte Jan selber, und für den ersten Gang in Europa konnte er keinen Vertreter brauchen: zur Bank d'Italia mußte er allein gehen. Er tat es schon am Morgen nach seiner Ankunft in Genua, erhob den Schmuck und verwahrte ihn wieder wie früher in seiner Hosentasche.

Nun konnte es also nach Berlin gehen! Die acht Wochen waren zwar noch nicht abgelaufen, da man aber unangenehme Dinge so schnell wie möglich hinter sich bringen soll, war Jan entschlossen, schon am nächsten Tage abzureisen.

Diese Abreise verzögerte sich aus einem ganz unvorherzusehenden Grunde: Als Jan nämlich das Hotel wieder betrat, fiel ihm ein, daß er sich am Postschalter erkundigen könnte, ob Nachrichten von Rudyard eingelaufen seien, mit dem er in regem Telegrammwechsel stand. Der ausführliche Bericht über die Lage in Manaos stand noch aus.

Als Jan vor den Postschalter trat, stand dort ein Herr, den Jan für einen Deutschen hielt. Er stellte sich neben ihn, wartete und betrachtete währenddessen seinen Landsmann. Der gut sitzende hellgraue Anzug verriet den allerbesten Schneider. Das gebräunte Gesicht, die sehr gepflegten Hände und schließlich auch die befehlsgewohnte Stimme verrieten den Mann von Welt. Die Beobachtungsgabe für dergleichen begann sich unter Joes sachverständiger Anleitung in Jan zu entwickeln.

Der Herr am Schalter schien sich in sehr gereizter und nervöser Stimmung zu befinden. Er trommelte ungeduldig mit den Fingern auf das Schalterbrett und sah den Beamten mißgelaunt an, als dieser mit leeren Händen zurückkam.

Der Beamte sagte: „Ich bedaure außerordentlich, Herr von Fehr, es ist noch immer nichts . . ."

Mehr vernahm Jan nicht. Der Name des Fremden durchfuhr ihn wie ein schmerzhafter Schlag. Ohne nachgrübeln zu müssen, wußte er sogleich, wen er vor sich hatte: den Verlobten Erla Rickenbachs. Ganz genau entsann er sich des Namens, den der Kellner in San Remo ihm genannt hatte.

Nachdem er seine erste Überraschung gemeistert und seinem Gesicht wieder ein gleichmütiges Ansehen gegeben hatte, betrachtete er den Verlobten Fräulein Rickenbachs mit einem Gemisch von Eifersucht und Ehrerbietung. Diesem Mann also war es gelungen, die Liebe einer so wunderbaren und schönen Frau zu erringen! Welche Vorzüge mußte er besitzen, da solches Glück ihm zugeteilt worden war. Jan empfand plötzlich den Wunsch, mit Herrn von Fehr bekannt zu werden und sich dessen Freundschaft zu erringen.

Jan war so vertieft in seinen Gedanken, daß er nicht bemerkte, wie der Beamte sich eilfertig an ihn wandte und Fehr einfach stehen ließ. Bedrückt durch Fehrs Gegenwart, brachte Jan sein Anliegen mit ziemlich verwirrten Worten hervor. Er erhielt ein Telegramm des Obersten und entfernte sich.

Die beiden Zurückbleibenden sahen ihm nach, und Fehr, verwundert über die Unterwürfigkeit des Beamten, fragte unwillig, indem er mit dem Kopf auf Jan wies: „Wer war das?"

Er erhielt flüsternd Bescheid und erfuhr in kurzen Worten alles, was die Zeitungen über Jan Fock und dessen Riesenerbschaft zu berichten gewußt hatten.

Fehr hatte böse Tage hinter sich, und dieser Bericht von dem märchenhaften Glück eines andern erweckte in ihm Haß und Neid.

Ohne sich für die Auskunft zu bedanken, verließ er den Schalter, schlenderte durch die Halle und ertappte sich bei kindischen Vorstellungen: Wenn er sich an Stelle dieses Mannes befände! Wenn er nach Berlin zurückkehren könnte und die Kunde von seinem unvorstellbar großen Reichtum flöge ihm voraus und erreichte auch Erlas Ohren! Sie würde sich wohl überraschend schnell darauf besinnen, daß sie ihn noch immer liebte!

Dieser berauschende Traum verließ Fehr während des ganzen Vormittags nicht, obwohl er wahrhaftig keinen Grund hatte, sich von Millionen berauschen zu lassen, denn seine Lage war augenblicklich mehr als beklemmend: sie war hoffnungslos, wenn nicht bald auf einen seiner telegraphischen Hilfeschreie an Berliner Freunde tröstliche Nachricht eintraf.

Da sowohl Jan als auch Fehr — wenn auch aus verschiedenen Gründen — eine Begegnung herbeiwünschten, lernten sie sich noch am gleichen Tage kennen. Im Lesesaal fahndeten sie nach der gleichen deutschen Zeitung, wechselten ein paar verbindliche Worte und nannten sich ihre Namen.

Fock beherrschte sich meisterlich. Sie gerieten in ein belangloses Gespräch, das auf beiden Seiten mit ganz besonderer Höflichkeit geführt wurde, und wären in Fehr nicht noch immer Haß und Neid lebendig gewesen, so hätte er diesen Millionär aus Zufall recht nett und anziehend gefunden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Belastungsprobe.

Skizze von **Maria Ibele.**

Fritzi Garwin war enttäuscht. Wie romantisch hatte sie sich doch ihr erstes Ehejahr vorgestellt! Für einen jungen Ehemann durfte es doch nichts anderes geben, als seiner Frau zu dienen und all' ihre Wünsche zu erraten. Wie grausam war aber dagegen die Wirklichkeit! Ihr Mann bewunderte sie nicht, dankte ihr nicht einmal für das große Glück, sie als Frau bekommen zu haben. Am meisten ärgerte Frau Fritzi, daß sie noch um diese Partie beneidet wurde. Vielleicht, weil sie nicht zu sparen brauchte? Oder wegen der vielen Freiheiten, die er ihr ließ? Aber gerade deswegen, weil er ihr nicht dreinredete, freute sie ihre Freiheit nicht. Großzügig nannten die Menschen sein Handeln. Sicherlich war es aber nichts als ein gewisses Phlegma. Oder am Ende gar . . .? Jetzt mußte sie sich setzen, so schmerzhaft durchschoß sie der Gedanke. Er fühlte sich ihres Besitzes völlig sicher. Einfach empörend. Und was war daran schuld? Ihre lächerliche Treue.

Sie erhob sich plötzlich, holte ihr goldenes Abendkleid, ihre goldenen Schuhe, puderte sich und legte Rot auf; sie wollte heute Abend glänzend aussehen und die Blicke eines ganzen Saales auf sich lenken.

Herbert Garwin war, als er nach Hause kam, sehr erstaunt, seine Frau im Abendkleid zu sehen.

„Ich wünsche heute fesch auszugehen, in ein erstklassiges Lokal", sagte sie als Begrüßung sehr spitz.

Sekundenlang überlegte er, was er antworten solle; er hätte gerne noch den einen Patienten besucht. Er verschwieg es aber, wollte ihr die Freude nicht verderben.

Ein Cape um die Schultern, stand Frau Fritzi nervös in der Diele und wartete auf ihren Mann, der sich umkleidete. Gesteigerte Kauflust lauerte in ihr. Als er aus der Tür trat, lächelte sie spöttisch. Selbstverständlich hatte er sich wieder biedermännisch angezogen, sein Smoking schien nur für den Schrank zu existieren.

Gereizt saß sie im Auto neben ihm. Er soll heute Abend noch sein Wunder erleben! Ganz heimlich verspürte sie aber Angst, es kümmere sich am Ende niemand um sie.

„Ist denn heute ein Festtag, den ich vergessen habe?" fragte Garwin etwas betreten.

„Wir Frauen von heute sind nicht mehr wie die Frauen von früher, die immer einen Festtag brauchten, um das Recht zu einem Vergnügen zu haben."

Herbert Garwin war froh; daß der Wagen gerade hielt und sie aussteigen mußten.

Selbstbewußt an den Spiegeln vorübergleitend, schritt Frau Fritzi durch die Garderobe in den Saal. Ganz vorn an der Brüstung nahm sie Platz; sie wollte doch gesehen, bestaunt werden. Das blonde, verdämmernde Licht der Lämpchen zuckte unter den grellen Instrumenten der Jazzmusik und schoß kleine goldene Pfeile in Frau Fritzis dunkles, hoch gebauschtes Haar. Wie elektrisiert war die junge Frau von der Melodie.

„Was willst du essen, trinken?" erkundigte sich ihr Mann. — Gereizt riß sie eine Zigarette aus der Schachtel. Ja, das ist er wieder, der typische Ehemann: hier in dieser lichterhitzten, herrlichen Umgebung denkt er an Essen und Trinken!

„Ich möchte tanzen, nichts als tanzen!" erklärte sie, weil sie wußte, daß sie ihn damit am besten treffen konnte.

Er verstand. „Ich habe leider keine Zeit gehabt, einen Blackbottom, den Zuckerschritt und wie alle diese Verrenkungen heißen, zu lernen; ich muß schließlich doch Geld verdienen!" gab er auch nicht gerade im Mollton zurück.

„Wahrscheinlich koste *ich* so viel!" warf sie pikiert über den Tisch und war vor Wut dem Heulen nahe.

Ein sehr junger, sehr blasser Herr ging gerade an der Loge vorüber und sah ihr ins Gesicht. Sie glitzerte ihn mit fiebrigen Augen an. Der Fremde erschien in der Loge und ersuchte sie um den nächsten Tanz.

Vor Freude hätte sie aufjubeln mögen. Wahrlich, Wünsche können doch Wirklichkeit werden! War es nicht herrlich, daß gerade der Eleganteste im ganzen Saale zu ihr kam und sie holte? Sie sprang dem Fremden geradezu in die Arme vor Glück, was Herbert Garwin aber nicht im geringsten unangenehm berührte; er war zu froh, daß sie mit einem Tänzer versorgt war, er konnte sich doch mit einem guten Glase Wein vergnügen.

Ein junges Ding bot dem Paar Nelken an. Der Fremde überreichte Frau Fritzi die schönste. Sie war ganz verwirrt, bedankte sich übertrieben und begriff die Frauen, die sich einen Freund halten.

„Sie müssen aber jetzt oben im Palmengarten ein Glas Sekt mit mir trinken!" bat er. — Sie wollte annehmen, da dachte sie an ihren Mann. Sicher suchte er sie im ganzen Hause, wenn sie nicht an den Tisch zurückkehrte. Und *dieses* Wiedersehen müßte doch auf ihn wirken!

Berechnend dekorierte sie sich in eine Nische des Palmengartens. Was der Fremde alles bestellte! Sekt, Hors d'oeuvers, Zigaretten mit Rosenblättern. Sie lachte und amüsierte sich über den Sekt, der in goldenen kleinen Kugeln aus den Gläsern sprang, ihre Nelke wie mit Tautropfen benetzte.

Ihre Heiterkeit wurde allmählich zu nervöser Ausgelassenheit. Sie hätte ebensogut weinen können wie lachen. Wo ihr Mann nur so lange blieb? Am liebsten wäre sie aufgestanden und gegangen, aber sie hoffte mit jeder Minute stärker, daß er kommen, sie suchen würde.

„Ich werde Ihnen nun Teerosen bringen vom Kiosk unten im Saale", sagte der Fremde und küßte ihr die Fingerspitzen, dann ein Stück vom Arm. Sie wollte ihn schon zurückziehen, — vielleicht kam aber gerade in diesem großen Augenblick ihr Mann.

„Ich darf die Rosen doch bringen?" flüsterte Doktor Zurwesten. — Sie nickte. Als er ging, saß sie zurückgelehnt, eine Zigarette zwischen den hochroten Lippen, und freute sich auf die Rosen. Sie sollten ihre stumme Sprache sein, wenn sie in die Loge zurückkehrte!

Daß dieser Zurwesten so lange nicht kam! Frau Garwin schickte schließlich den Pikkolo zum Kiosk.

„Der Herr ist längst abgefahren", meldete der Kleine, und fast gleichzeitig überreichte der Ober mit einer aalglatten Bewegung die nicht niedrige Rechnung. Er wich nicht eher, bis er sein Geld hatte.

Klein, bescheiden und reumütig setzte sich Frau Fritzi neben ihren Mann unten in der Loge und war nur froh, daß er so großzügig war, nichts zu fragen. Und während sie erkünstelt lächelte, zermürbten ihre Finger eine voll erblühte Nelke und warfen sie unter den Tisch, wo sie von goldenen Schuhen zu Staub zertreten wurde.

Die Sommernacht.

Wenn der Schimmer von dem Monde nun herab
In die Wälder sich ergießt, und Gerüchte
Mit den Düften von der Linde
In den Kühlungen wehn,

So umschatten mich Gedanken an das Grab
Der Geliebten, und ich seh' in dem Walde
Nur es dämmern, und es weht mir
Von der Blüte nicht her.

Ich genoß einst, o ihr Toten, es mit euch!
Wie umwehten uns der Duft und die Kühlung,
Wie verschönt warst von dem Monde
Du, o schöne Natur!

Klopstock.

Unsere Zeitungsschrift.

Von Staatsminister **Dr. Lentze.***)

Die Umstellung des „Berliner Tageblatts" von *Fraktur auf Antiqua* hat nicht wenig Aufsehen erregt und die Frage angeschnitten, welche Schrift für deutsche Zeitungen wohl die geeignetste sei.

Veranlaßt wurde der betreffende Verlag zu seinem Schritt nach Aussage seines Generalbevollmächtigten Dr. Martin Carbe (im Zeitungsverlag) hauptsächlich durch das Bestreben, den *Absatz im Auslande* zu fördern, weil die Antiqua den ausländischen Lesern das Verständnis erleichtere. Es ist gewiß gut und richtig, wenn deutsche Zeitungen im Auslande gelesen und verstanden werden. Aber daß dazu Lateinschrift nötig ist, dürfte ein Irrtum sein, den die Schriftleitung des Blattes mit vielen Landsleuten leider teilt. Im allgemeinen lernt der Ausländer die deutsche Sprache zusammen mit den deutschen Buchstaben; denn in den Lehrbüchern (Grammatiken, Lesebüchern) sind die deutschen Wörter zur besseren Hervorhebung in Fraktur gedruckt. Für einen deutschverstehenden Ausländer ist also die deutsche Schrift nicht nur nichts Unbekanntes, vielmehr gehört sie für ihn zur deutschen Sprache, wie die Haut zum Körper. Daher erleichtert ihm die deutsche Schrift das Verständnis deutscher Wortlaute, anstatt es zu erschweren. *Das Wortbild erscheint ihm vertrauter in Fraktur.*

Es ist noch nie im Auslande ernsthaft davon die Rede gewesen, daß die Frakturschrift das Lesen deutscher Werke erschwere, im Gegenteil. Wenn trotzdem hier und da ein Ausländer auf die „vertrackte" Fraktur schimpft, so sucht er damit seine mangelhafte Kenntnis der deutschen *Sprache* zu verschleiern; denn es ist ja allgemein bekannt, daß unsere Muttersprache eine der schwerst erlernbaren Sprachen ist. Oder er hält, wie dies namentlich während der Kriegs- und [illegible] Ausdruck deutscher Eigenart — was sie ja auch ist — und bekämpft sie deshalb. Trotzdem wendet das romanische und angelsächsische Ausland selbst die Fraktur oder Bruchschrift weit mehr an, als man hierzulande ahnt, besonders als Zier- und Auszeichnungsschrift, z. B. für Zeitungsköpfe, Ehrenurkunden, Glückwunschadressen, auf Beileids- und Glückwunschkarten, für Reklamezwecke und Geschäftsanzeigen. Außerdem erscheint ein großer Teil der dänischen, finnischen, lettischen und estnischen Presse auch im Text in Fraktur. Es ist deshalb *nicht notwendig*, des Auslandes wegen unsere Schrift aufzugeben.

Auch aus Gründen der *besseren Lesbarkeit* gerade für die Zeitungen besitzt die Lateinschrift keinen Vorzug. Der Zeitungsleser will in der Regel sein Blatt schnellstens überfliegen und braucht dazu eine Schriftart, die ihm möglichst rasche Erfassung des Wortlautes ermöglicht. Ist dazu die Antiqua besser geeignet? Keineswegs. Denn durch eingehende Versuche von fachärztlicher Seite ist festgestellt worden, daß die Fraktur *um etwa 30 v. H. schneller lesbar* ist als die Antiqua. Dies manchen verblüffende Ergebnis hat seine ganz natürlichen Ursachen. Die klaren und an sich einfachen Lateinbuchstaben geben dem Wortbilde — wir lesen keine Einzelbuchstaben, sondern Wortbilder — eine gewisse Eintönigkeit, weil eben die Unterscheidungsmerkmale der Zeichen verhältnismäßig gering sind. Bei der Fraktur dagegen mit ihren eigenwilligen, viel unterschiedlicher geformten Buchstaben hebt sich das einzelne Wortbild besser ab und wird durch das Auge schneller gefaßt. Dazu kommt noch, daß die Kleinbuchstaben der deutschen Druckschrift erheblich mehr Ober- und Unterlängen haben, als die der Lateinschrift, und infolgedessen dem Auge bessere An-

---

*) Anmerkung der Schriftleitung: Staatsminister Dr Lentze ist Ehrenvorsitzender des „Bundes für deutsche Schrift", Berlin W. 30. Dieser Bund der Aufklärungsschriften kostenfrei abgibt, hat sich die Pflege und Erhaltung unserer Schrift zur Aufgabe gemacht.

haltspunkte geben. Ein jeder, der unvoreingenommen einmal Leseversuche in beiden Schriftarten hintereinander macht, kann die Richtigkeit dieser Forschungsergebnisse feststellen.

Dieses wird uns besonders deutlich bei Wortzusammenstellungen, zu denen die deutsche Sprache ja besonders neigt. Man vergleiche einmal die Schriften bei Reichsausschußsitzung — Reichsausschussitzung. Die bessere Lesbarkeit der Fraktur wird da sofort offenbar. Es sei bei diesem Beispiel noch auf die Unterscheidung der verschiedenen S-Laute in der Fraktur hingewiesen, welche die Antiqua nicht kennt. Manche Sinnentstellung, zumal bei flüchtigem Lesen, wird bei der Antiqua dadurch hervorgerufen, z. B. Himmelsau = Himmelsau oder Himmelsau?

Die deutschen Zeitungen tun also gut daran, wenn sie weiter wie bisher die Fraktur pflegen. Als die „Kölnische Volkszeitung“ sich im Weltkriege zur Antiqua entschloß, verlor sie derart an Beziehern, daß sie nach einigen Jahren wieder reumütig zur Fraktur zurückgekehrt ist. Auch die Blätter des Verlages Ullstein-Berlin, die vor Jahresfrist einmütig gegen die Fraktur vom Leder zogen und kaum ein gutes Haar an ihr ließen, wissen ganz genau, weshalb sie trotzdem an der deutschen Schrift festhalten. Hat doch das Ullsteinblatt „Die grüne Post“ letzthin auf eine Umfrage 100 Stimmen für Fraktur und nur 8 für Lateinschrift erhalten. Unsere Fraktur ist nun einmal die Schrift, die sich am besten unserer Sprache angepaßt hat und jedem Deutschen am meisten zu Herzen spricht.

Albrecht Dürer, der vor 400 Jahren seine Augen schloß, hat aller Wahrscheinlichkeit nach an der Schöpfung unserer Frakturschrift, dieser künstlerischsten der abendländischen Schriftarten, selbst mitgewirkt. Zu beweisen ist es zwar nicht; aber alle Anzeichen sprechen dafür. Mit einem sicheren Blick, nicht nur für das Künstlerische, sondern auch für das Praktische, empfahl er überall die damals neugeschaffene Fraktur und ließ seine letzten Werke in ihr drucken. Eine wie gute Neuerung die Fraktur war, erhellt daraus, daß sie sich mit Windeseile damals den gesamten deutschen Büchermarkt erobert hat und seit dieser Zeit die Schrift der Deutschen bis zur Gegenwart geblieben ist.

Die Rettung der alten Rose.

Eine Jugenderinnerung von **Kopernikulus**.

Einmal in meinem Leben bin auch ich ein Held gewesen. Das war aber nicht im Kriege. Auch nicht auf dem Fechtboden. Auch damals nicht, als wir Quartaner und Tertianer unsere Indianerschlachten schlugen und uns blaue [illegible] Nasen holten. Nein, noch viel weiter [illegible]baren Zeit, in der man sich noch nichts darauf einbildet. Ich war ein fünfjähriger Knabe, als es galt, der alten Rose das Leben zu retten.

O Jugendzeit! Jugendzeit auf dem Lande! Welch eine „Fülle der Gesichte“ und welch eine Gefühlsinnigkeit der erwachenden Seele, die sich eine Welt von Idealgestalten schafft, aber Idealgestalten von Fleisch und Blut.

Zu den Idealgestalten meiner Jugend gehörtest auch du, alte ehrliche Rose. Damals hattest du schon fast dreißig Jahre auf dem knochigen Widerrist, warst das erste Pferd, auf dem ich geritten. Du hast Onkel Paul treu gedient dein Leben lang, stets arbeitswillig, nie streikend, und bist im wahrsten Sinne des Wortes „in den Sielen gestorben“. Nie werde ich deinen menschlich-dankbaren Blick vergessen, mit dem du mich ansahst, wenn deine Lamalippen den Zucker, den ich beim Kaffeetrinken für dich unterschlug, von meiner flachen Hand nahmen. Wer in dein Auge sah, Rose, der lernte an die Seelenwanderung glauben.

Es gibt Jugenderlebnisse, die sich dem Gedächtnis so fest einprägen, daß man sie im ganzen Leben nicht wieder vergißt. Zu solchen Erlebnissen gehört auch das, von dem ich hier erzählen will. Damals ging mein Onkel mit mir nach der Pferdekoppel, die am äußersten Ende seines Gutes lag. Der große schlanke Mann machte mit seinen langen Beinen, die in hochschäftigen, weit auf die Oberschenkel reichenden Stiefeln staken, große Schritte, und ich hoppelte wie ein Hase eifrig neben ihm her, ließ mir aber nicht merken, wie schwer es mir fiel, mitzuhalten. Ich hatte den Vormittag über schon tüchtig in Hof und Garten herumgetollt. Heiß war es auch, und wir hatten mindestens zwei Kilometer zu wandern.

Endlich — endlich näherten wir uns der Wiese, auf der, eingezäunt, mehrere Pferde meines Onkels weideten. Dort hoffte ich mich ins Gras werfen und ausruhen zu können. Zurück würde Onkel mich ja aufs Pferd nehmen, denn er wollte eins holen und hatte zu diesem Zweck einen Zaum mitgenommen.

Auf der Weide kamen uns gleich zwei Pferde entgegen und schnupperten erwartungsvoll nach unseren Händen. Alles Vieh meines Onkels war zutraulich, weil es liebevoll behandelt wurde. Jetzt aber kümmerte er sich nicht um die beiden, sondern ließ seine Blicke verwundert über den weiten grünen Plan schweifen: „Zum Kuckuck, da fehlt ja ein Gaul. — Donner ja, die alte Rose fehlt. Wo kann das olle Diert denn hingegondelt sein?“

Das Land war eben und frei. Auf weiteste Entfernung hätte man ein Pferd erkennen müssen. Die Sache war wirklich sonderbar und regte mich so auf, daß ich Hinlegen und Ausruhen vergaß und ebenfalls suchend umhersah. Plötzlich ergriff ich hastig meines Oheims Hand und rief: „Onkel Paul, ich seh' den Kopf!“ — „Wo, Junge, wo?“ — „Dort — im Wassergang!“ Und ich zerrte meinen Ohm an der Hand weiter nach dem vielleicht fünf Meter breiten Kanal, der die Ländereien hier durchzog und dazu diente, mit Hilfe von Drainageröhren den Boden zu bewässern. Über dem Wasserspiegel hatte ich den Schattenriß eines Pferdekopfes heftige Bewegungen machen sehen.

Bald standen wir am Ufer, das mindestens einen Meter weit steil abfiel, ehe es das Wasser erreichte. Denn jetzt im Sommer war der breite Graben nicht so tief. Aber sein Grund war moddrig und schlammig, und ein Pferd, das da hineingeriet, konnte unmöglich wieder heraus. Wie in einem Moor mußte es bei dem Versuch, hinauszugelangen, nur tiefer sinken.

„Na Rose, dumme Trine, was hast du hier zu suchen?“ schalt mein Onkel mit Recht. Denn zum Wassertrinken stand für die Pferde ein großer Trog auf der Wiese. Aber jetzt war nicht Zeit zum Verhandeln. Onkel Paul ließ sich vorsichtig mit seinen langen Stiefeln ins Wasser gleiten und legte der seiner Absicht klug entgegenkommenden Stute den Zaum an. Dann kroch er wieder aufs Ufer, zog und ermunterte das Pferd nachzukommen. Aber es zeigte sich gleich, daß diese Hilfe durchaus nicht genügte, um Rose aus dem Graben zu bringen.

„Junge“, sagte da mein Onkel zu mir, „ich kann hier nicht weg. Ich muß das arme Tier festhalten, sonst legt es sich auf die Seite und ersäuft. Ob du's schaffst, schnell nach Hause zu laufen und Hilfe zu holen? Karl und Antek sollen sofort kommen. Wenn's geht, auch der alte Kaminski. Und sie sollen Gurte mitbringen und Strangzeug.“

„Ja, Onkel, ich lauf'“, rief ich sofort und machte mich auf die Beine. Ich hatte ganz vergessen, wie müde die waren. Bald sollte ich daran erinnert werden. O, war das ein Weg! Die Sonne stach so erbarmungslos. Bald wurde ich matt. Mir rann der Schweiß. Mal lief ich auf dem Wege, mal daneben, und überall schien er schlecht. Herz und Lunge schlugen mir bis zum Halse. Oft mußte ich anhalten, um mich zu verpusten. Die Knie zitterten, wollten versagen. Die Füße brannten. Ach, welche Seligkeit mußte es sein, hinzusinken, einzuschlafen, nichts mehr zu wissen. [illegible] Mensch, die Rose stirbt! Vorwärts! Nur vorwärts! Schneller, viel schneller, daß nicht die Rose stirbt! Mensch, wenn die Rose stirbt . . .?

Endlich die Landstraße. Das gab neuen Mut. Dort ist schon der Hof. Meine Großmutter schlug entsetzt die Hände zusammen, als sie mich verstaubt und verschwitzt herankeuchen sah und ich weiß nicht mehr, wie ich ihr meinen Auftrag klar gemacht habe. Ich entsinne mich nur noch einer rasenden Fahrt über Stock und Stein in einem klappernden Bretterwagen, der auseinander zu fliegen drohte, so daß mich ein Knecht festhalten mußte, damit ich nicht heruntergeschleudert wurde. Und dazwischen nur der eine Gedanke, die erdrückende Angst: wenn sie schon tot ist, die Rose . . .?

Aber sie war nicht tot, und die Männer haben sie dann mit vereinten Kräften ans Land gezogen.

Nie wieder aber in meinem Leben hat mich solch ein Gefühl erhabenen Glücks durchwogt wie damals, als mich mein Onkel an seine Brust drückte, mich küßte und sagte: „Das host du gut gemacht, Junge!“

Lustige Rundschau

* **Kunstverständnis.** Klavierlehrer: „Gnädige Frau, Ihr Söhnchen spielt von Tag zu Tag besser!“ — „So, das freut mich. Wir wußten nämlich nicht, ob er schon besser spielt, oder ob wir uns bloß daran gewöhnt hatten.“

*

* **Sachverständig.** „Ach watt, Sie werden mich doch nicht belehren, wie man in der Straßenbahn sitzen soll. Ich hab' mehr gesessen wie Sie alle!“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.